



Ausgabe Nr. XII, 2015

DER
HERMETISCHE
BUND
TEILT MIT

Eine hermetische Zeitschrift

Mein Dank geht an Peter Windsheimer für das Design des Titelbildes. Des Weiteren an Ariane und Michael Sauter.

Für Schäden, die durch falsches Herangehen an die Übungen an Körper, Seele und Geist entstehen könnten, übernehmen Verlag und Autor keine Haftung.

Inhaltsangabe:

1. Geheimnisvolles Haiti
2. Mohammedanische Gebetsrituale
3. Ekstase - Teil II - Die Sufis
4. Wieder ein Opfer Schwarzer Magie
5. Sympathie-Mumie
6. Warum beginnt das Jahr am ersten Januar?
7. Erweiterung zum Bild der zweiten Tarot-Karte
8. Ernst Quintschers Buch „Der Mensch, der Gottesteil der 7. Ewigkeit“
9. Ernst Quintschers 10 Bände „Die Grundlagen der neuen Metaphysik“

1. Geheimnisvolles Haiti

G.W.Seabrock

Da ich mal etwas Exotisches in der Zeitschrift herausbringen will, habe ich mir dazu das Buch von Seabrock ausgesucht, weil es interessante magische Praktiken bietet, die manch einem eher unbekannt sind. Ich will mich nicht lange mit dem Ursprung und der Bedeutung des Voodoo aufhalten, der vom Prinzip jeder anderen philosophischen Richtung ähnelt, sondern gleich die interessanten Geschichten, die der Autor des oben genannten Buches erlebt hat, schildern:

„Eines Nachmittags begann er ganz aus freien Stücken, mir von den rituellen Zeremonien des Wodu-Gottesdienstes zu erzählen, und ich wurde bald gewahr, dass er aus eigener Anschauung Dinge erzählte, die dem großen Publikum völlig unbekannt waren, Dinge, die nicht nur mit den mehr oder weniger belletristischen Schilderungen des Wodu-Rituals, sondern auch mit den Berichten der wenigen Personen in Widerspruch standen, die nach ihrer Darstellung mit dem Wodu-Kult in direkten Kontakt gekommen sind. Er erzählte mir in seiner bilderreichen Kreolensprache von Prozessionen weißgekleideter Priesterinnen, von Frauen- und Männerchören im Wechselgesang, von einem heiligen schwarzen Stier, der mit reichbestickten Tüchern und glitzerndem Schmuck bedeckt und mit brennenden Kerzen an seinen Hörnern zum Opferaltar geführt wurde:

Die Tür des „houmforts“, des Zauberhauses, tat sich auf, und die Prozession der Zelebranten trat singend heraus. An der Spitze schritt der Papaloi, ein alter Mann in einer groben, blauen Arbeitshose und barfuß, aber mit einer Art Stola über den Schultern und einem roten Turban auf dem Kopf. In der einen Hand schwang er den „acon“, eine Kürbissassel, um die sich eine Schnur mit aufgereihten

Schlangenknochen wand. Zu seiner Linken und Rechten schritten zwei weißgekleidete Frauen, die über seinem Kopf gekreuzt zwei Fahnen hielten, auf denen mit metallisch glänzenden Glasperlen schlangenartige und kabbalistische Symbole aufgenäht waren. Hinter dem Papaloi marschierte ein junger Mann, der die Arme über den Kopf emporgestreckt hielt und auf den horizontalen Handflächen ein Schwert trug. Dann kam die Mamaloi, eine Frau in einem scharlachroten Gewand und einem aus bunten Federn bestehenden Kopfschmuck. Sie drehte sich im Vorwärtsschreiten langsam um sich selbst, als führe sie eine Art Derwisch Tanz auf. Den Beschluss der Prozession bildete der Chor von etwa zwanzig jungen Frauen, die alle weiß gekleidet waren und ein weißes Tuch turbanartig um den Kopf gewickelt trugen. Während sie paarweise einerschritten, sangen sie: „Damballa Oueddo, Nous p'vini.“ Das heißt soviel wie: „O Damballa Oueddo, wir kommen.“ Damballa, der alte afrikanische Schlangengott, bildet noch immer den Mittelpunkt des ganzen Wodu-Kultes. Die Zeremonien sind jedoch zum großen Teil dem römisch-katholischen Rituell entlehnt. Das gilt zum Beispiel von der Prozession und der priesterlichen Stola. Die nach den westindischen Kolonien verschleppten Sklaven haben ja die christlichen Lehren, die ihnen aufgezwungen wurden, bereitwilligst angenommen und die christliche Dreieinigkeit nebst vielen Heiligen in kindlicher Einfalt ihrer heidnischen Theologie einverleibt. In keinem haitianischen „houmfort“ fehlt das Kruzifix, und es wäre grundverkehrt, darin, wie es manche Leute getan haben, einen bewussten und teuflischen Akt der Gotteslästerung zu sehen.

Der Papaloi stand nun unter der „tunnelle“, das Gesicht uns zugewandt. Die weißgekleideten Frauen setzten sich zu seiner Rechten im Halbkreis auf den Boden, während zu seiner Linken eine ungefähr gleiche Zahl von Männern Platz nahm. Die Mamaloi drehte sich noch immer tanzend vor den drei Trommeln, wirbelte immer schneller um ihre eigene

Achse und stürzte schließlich zu Boden. Im gleichen Augenblick verstummten die Trommeln.

Unter ehrfurchtsvollem Schweigen sprach nun der Papaloi mit feierlicher Stimme die Worte: „Die Sonne steigt im Osten auf und geht in Guinea zur Ruhe.“

Damit wird auf ein Naturwunder hingedeutet, das den haitianischen Schwarzen sehr rätselhaft vorkommt. Sie können sich keine Vorstellung von der Erde als einer sich drehenden Kugel machen. Sie wissen, dass Guinea, ihre einzige Bezeichnung für Afrika, gen Osten liegt und dass die Sonne am entgegengesetzten Ende des Horizonts untergeht. Aber da sie an jedem Morgen wieder in Guinea aufsteigt, so muss sie also während der Nacht auf irgendeine geheimnisvolle Weise dorthin zurückgekehrt sein. Auf dem Weg, den die Sonne nachts zurücklegt, werden, so glauben sie, ihre Seelen, wenn sie in der Trance oder bei eintretender Bewusstlosigkeit den lebenden Körper verlassen, von den „lois“ nach anderen Welten getragen. Von einem Menschen, der sich im Zustand ekstatischer Verzückung befindet, sagen die Wodu-Gläubigen „Er ist in Guinea“. Wobei zu bemerken ist, dass die „lois“ oder, nach der deutschen Schreibweise, die Loas eine offenbar sehr schwer zu definierende Emanation der anderen Gottheiten darstellen. Sie sind so ursprünglich wie der Heilige Geist der christlichen Religionen.

Nachdem der Papaloi die Zeremonie eröffnet hatte, begannen alle Anwesenden zu singen: „Wo steigt die Sonne auf? Sie steigt im Osten auf. Wo geht die Sonne unter? Sie geht in Guinea unter.“

Nun wurde aus dem „houmfort“ in feierlicher Prozession ein kleiner schwarzer Stier herausgeführt, der für den Opfertod geschmückt war. Es durchzuckte mich ordentlich, als ich sah, dass er brennende Kerzen auf den Hörnern trug und mit bunten Girlanden und Gewändern behangen war, genau so, wie es mir Louis geschildert hatte.

Der Stier stand, von dem Lichterglanz geblendet, auf einer kleinen Plattform, die inzwischen herbeigeholt und inmitten der „tunnelle“ aufgestellt worden war. Wir knieten alle vor ihm nieder, während die weißgekleideten Frauen ein choralähnliches Klagelied anstimmten, dessen Text aus den endlos wiederholten Worten „mander ou pardon“ bestand. Das bedeutete soviel wie: Vergib uns unsere Sünden.

Der Stier war zum Gott oder zum Symbol eines Gottes geworden. Der wehleidige Gesang, das dumpfe Dröhnen der Trommeln, die bebende Erwartung der Wunder, die sich ereignen sollten, die völlig unwirklich anmutende Szenerie, die vom Mondlicht übergossenen gewaltigen Bergabhänge, die bis zu den Sternen reichten, die geisterhaften Schluchten, die in schwarze Dunkelheit versanken, die rötlichflackernden Fackeln um uns herum – alles das steht mir noch traumhaft lebendig vor Augen. Aber selbst, wenn dieses Bild im Laufe der Zeit verblassen sollte, so hat sich doch die Erinnerung an eine im Grunde nicht einmal so bedeutungsvolle Begleiterscheinung so tief in mein Gedächtnis eingegraben, dass sie mir, wie ich glaube, ewig gegenwärtig sein wird. Es war das Meckern der weißen Ziegenböcke, die irgendwo im Schatten angebunden waren, ein schrilles, angstvolles Meckern, das zuweilen das Klagegeheul der Weiber übertönte und in mir ein Gefühl eisigen Grausens auslöste. Dieses Gefühl stand in keinem Zusammenhang mit dem Bewusstsein, dass ich als einziger Weißer unter diesen Schwarzen kniete, von denen sich erwarten ließ, dass sie binnen kurzem von einem Blutrausch befallen werden würden. Ich wusste, dass ich mich unter Freunden befand, und fühlte mich vollkommen sicher. Das Entsetzen, das ich empfand, war wohl eher ein Echo der Todesangst, die sich in den tierischen Lauten ausdrückte. Als die Opfertiere, Ziegenböcke, Lämmer und Schafe, in die „tunnelle“ geschleift wurden, verstummte der Frauenchor, und nun tönte es aus allen Kehlen: „Damballa Oueddo, Ou couleuvre moins!“

Während einer Pause erhob sich eine einzelne, wehleidig klagende Frauenstimme: „Heute werde ich den Weg nicht finden, o Damballa; ich bin bereit, aber der Weg ist verschlossen.“

Es fiel mir plötzlich auf, dass sich ein deutlich erkennbares neues Moment der Massenpsychose bemerkbar machte, nämlich ein zunehmendes Angstgefühl, das in den Gesängen zum Ausdruck kam und nichts anderes war als die Furcht vor ihren alten, grausamen Dschungelgöttern, als die Besorgnis, dass das Blut der Tiere allein nicht genügen könnte: „Ogoun Badagris, wirst du mein Fleisch verschlingen und meine Knochen für morgen aufbewahren? Ich frage dich, was willst du mit mir tun? Mein Leben ist in deiner Hand.“

Und dann sangen sie auch: „Zandor. verschlinge nicht mein Kind! Zandor. erkenne die, die dir ergeben sind!“

Nach einiger Zeit gewann ich den Eindruck, dass sich ihre Furcht allmählich verlor, wahrscheinlich, weil sie ihr Ausdruck verliehen hatten. Sie drehten und wanden sich nicht mehr in qualvoller Seelenangst und stimmten ein etwas weniger düsteres Lied an: „Maitresse Ezilee, komm und steh uns bei. Wenn du einen Hahn verlangst, so werden wir ihn dir geben. Wenn du einen Ziegenbock verlangst, so werden wir ihn dir geben. Wenn du einen Stier verlangst, so werden wir ihn dir geben. Wenn du einen Bock ohne Hörner (ein menschliches Wesen) verlangst, wo sollen wir ihn hernehmen?“

Sie flehten Maitresse Ezilee, die niemand anderes ist als die Muttergottes, an, dass sie die alten afrikanischen Götter veranlassen solle, sich mit Tieropfern statt Menschenopfern zufrieden zu geben!

Auf diesen Bittgesang folgte sofort ein eigenartiger Tanz, der von der Mamaloi allein ausgeführt wurde, und zwar nach dem von den Trommeln stark betonten Rhythmus. Die ersten drei Noten wurden durch wuchtige Schläge markiert, die ziemlich lange ausklangen, während die Triole nur einen

abschließenden Schnörkel bildete. Bei jedem der drei starken Schläge schnellte sich die Priesterin kerzengrade in die Höhe; während des Triolenwirbels blieb sie regungslos stehen. Man sah nur, wie ein galvanischer Schauer ihren starren Körper durchrieselte.

Unterdessen wurden in aller Eile die letzten Vorbereitungen für die eigentliche Opferhandlung getroffen. Vier Männer trugen einen aus einem Baumstamm geschnitzten länglichen Holztrog wie einen Sarg herbei und stellten ihn gerade vor dem geschmückten Stier auf die Plattform hin. Dann wurden große Holzschüsseln und einige gewöhnliche, dicke Porzellantassen herbeigebracht sowie eine scharf geschliffene Machete. Es fiel mir auf, dass Maman Celie sich weder an diesen Vorbereitungen noch sonst wie in offizieller Eigenschaft an der Zeremonie beteiligte, trotzdem ich wusste, dass sie die angesehenste Mamaloi und eine Art Oberpriesterin dieses Bezirks war. Es sollte mir aber doch noch vergönnt sein, sie in ihrer scharlachroten Robe zu sehen, wenn auch nicht an diesem Abend.

Das von feierlichen Zeremonialgesängen begleitete Schlachten der Opfertiere vollzog sich durchaus sachgemäß, ohne Rohheit und überflüssige Grausamkeit und ohne das geringste Anzeichen dafür, dass die bloße Mordlust dabei eine Rolle spielte. Es war nichts anderes als eine feierliche rituelle Handlung, die, nachdem sie einmal begonnen hatte, mit größter Beschleunigung und Sachlichkeit zu Ende geführt wurde. Während zwei Männer einen Ziegenbock bei den Hörnern festhielten, durchschnitt ihm der Papaloi mit der Machete den Hals. Die Mamaloi fing das hervorströmende Blut in einer Holzschüssel auf und goss es dann in den großen Trog. Das verblutete Tier wurde irgendwo im Schatten hinter der „tunnelle“ hingeworfen. Auf diese Weise fanden nacheinander alle Ziegenböcke und Schafe den Opfertod.

Und nun musste auch der Stier sterben, der Göttliche, vor dem das Blut der anderen Tiere als Opfergabe ausgegossen worden war. Hier spielte sich wieder das Mysterium des fleischgewordenen Gottes ab, der geopfert wird, um die obersten Götter zu versöhnen. Nimmt es wunder, dass die von Afrika herübergebrachten Vorfahren dieser Wodu-Gläubigen mit ihren ganz ähnlichen Traditionen auch die hebräisch-syrische Version dieses uralten Mysteriums, die die katholischen Priester sie lehrten, ohne weiteres annahmen?

Diese letzte und wichtigste Opferhandlung wurde mit dem Schwert vollzogen. Vier Männer packten den Stier und suchten mit straffgespannten Muskeln und unter Aufbietung aller ihrer Kräfte, ihn auf den Beinen zu halten, als sei er ein tönernes Götzenbild, das in den Staub zu sinken drohe. Der Papaloi nahm das Schwert und stieß die scharfe, spitze Klinge dem Stier hinter dem Schulterblatt mitten ins Herz. Mit tiefem, halbersticktem Aufbrüllen sank das Tier am ganzen Körper zitternd in die Knie. In dieser Stellung wurde es von den vier Männern gehalten. Das Blut sprudelte nicht hervor wie aus den durchschnittenen Kehlen der anderen Tiere, sondern sickerte in einem dünnen Strahl aus der Seite des Stieres. Die Mamaloi kniete nieder und fing es in Schüsseln auf, die sie, sobald sie gefüllt waren, in den großen Trog ausleerte. Nachdem der Stier verblutet und beiseitegeschafft war, tranken der Papaloi und die Mamaloi mit feierlicher Geste von dem heiligen Blut. Unter der zunehmenden Erregung der Menge, die sich in kaum verhaltener Erwartung an die „tunnelle“ herandrängte, begannen nun die zwanzig weißgekleideten Frauen, unter Führung der Mamaloi, hemmungslos wie Mänaden zu tanzen, zu springen und herumzuwirbeln, während der Papaloi die feierliche Handlung der Reinigung und Läuterung der Versammlung vornahm, indem er zunächst die Tanzenden mit dem heiligen Blut besprengte und begoss, bis sich die weißen Gewänder purpurrot gefärbt hatten. Die